



## Alle sollen gewinnen

---

*Sozialwissenschaftler helfen, wenn Nationen wegen grenzüberschreitender Flüsse im Clinch liegen oder wenn es innerstaatlichen Streit um gerechte Wassernutzung gibt.*

ES BEGINNT MITTEN in Jerusalem, führt in östlicher Richtung in einer Schlucht inmitten der Judäischen Wüste bergab und endet nach rund 25 Kilometern am Toten Meer: das Kidron-Tal, von den Palästinensern Wadi Nar genannt. „Als ich 1993 zum ersten Mal nach Israel kam, habe ich überlegt, durchzuwandern – bei den Israelis war es vor der ersten Intifada 1987 für Wandertouren sehr beliebt“, erinnert sich Ines Dombrowsky vom Deutschen Institut für Entwicklungspolitik in Bonn. Das Kidron-Becken gehört größtenteils zum Westjordanland und erstreckt sich heute über drei Zonen – A, B und C benannt – , in denen die Palästinensische Autonomiebehörde und das israelische Militär jeweils unterschiedliche Befugnisse haben.

Doch es ist nicht nur die Sicherheitslage, die von einer Wanderung durch das Kidron-Tal abschreckt. Ungeklärtes Abwasser fließt in einem offenen Rinnsal hindurch – rund neun Millionen Kubikmeter jährlich. Es stammt überwiegend aus dem östlichen Teil von Jerusalem, in dem 165 000 Israelis und Palästinenser leben.

„Das Abwasser stinkt abscheulich und birgt sowohl hygienische als auch ökologische Bedrohungen, einschließlich der Verschmutzung des Grundwassers und des Toten Meeres“, beklagt Eyal Hareveni von B'teselem, einer israelischen Menschenrechtsorganisation. Für Abdelrahman Tamimi, Experte der Palestinian Hydrology Group für Wasser und Umweltressourcen, ist der Gestank nicht einmal das Schlimmste: „Weil es keine Kläranlage gibt, wird Wasser verschwendet, das ansonsten in dieser sehr trockenen Region genutzt werden könnte.“

Vor allem für den Pflanzenanbau könnten die Palästinenser das geklärte Wasser gut gebrauchen. Fachleute schätzen, dass jährlich ungefähr 1000 Kubikmeter Wasser nötig sind, um

die Nahrungsmittel für einen einzigen Menschen zu erzeugen. Den Palästinensern aber steht derzeit viel weniger Wasser zu Verfügung: Ihr Pro-Kopf-Verbrauch einschließlich Trinkwasser und Wasser für den Haushalt beträgt lediglich rund 100 Kubikmeter pro Jahr.

Prinzipiell gibt es eine Reihe von Möglichkeiten, das Abwasser zu klären. Die Frage, welche davon die beste ist, brachte Dombrowsky Jahre nach ihrem ersten Israel-Besuch wieder in Kontakt mit dem Kidron-Tal. Zusammen mit einem deutsch-israelisch-palästinensischen Team hat sie umfassende Kosten Nutzen-Analysen erstellt – für drei mögliche Klärwerkstandorte, den Bau von ein oder zwei Klärwerken sowie für verschiedene Optionen, das Abwasser auf zwei Klärwerke zu verteilen. Ergebnis: Am sinnvollsten wäre ein einziges Klärwerk nahe der Ortschaft Al Ubeidiyaim im Wadi Nar. Der Haken daran: „Weil dieser Standort in Zone B liegt, die von der Palästinensischen Autonomiebehörde verwaltet wird und gleichzeitig unter israelischer Militärkontrolle steht, müssten Palästinenser und Israelis dem Bau zustimmen. Eine Kooperation zwischen Palästinensern und Israelis wäre also empfehlenswert, um das Wasserproblem im Kidron-Tal zu lösen“, sagt Dombrowsky.

### **WÄRE DAS POLITISCHE KLIMA BESSER ...**

Der ökonomische Nutzen dieser Anlage wäre doppelt so hoch wie bei der Variante, die nach den politischen Analysen der Forscher wohl die höchste Realisierungschance hat: Sie sieht eine getrennte Klärung des Abwassers aus Jerusalem und aus den palästinensischen Orten vor. „Wenn sich das politische Klima zwischen Palästinensern und Israelis verbessert, sind diese Kosten-Nutzen-Analysen eine gute Grundlage für ein vorteilhaftes gemeinsames Projekt“, unterstreicht Dombrowsky.

Wissenschaftlich veröffentlicht haben die Forscher ihre Analysen 2010 in einem Artikel in der Zeitschrift *Environmental Management* – Titel: „Wie weitgehend ist Flussgebietsmanagement anwendbar?“ Die Frage signalisiert eine unklare Situation – und so ist es auch. Denn das Ergebnis der Arbeitsgruppe rüttelt an einem wichtigen Grundsatz modernen Wassermanagements. Weil das Ökosystem sich so am besten schützen und das Wasser sich am wirtschaftlichsten nutzen lässt, gelten natürliche Wassereinzugsgebiete als kleinste Einheiten fürs Wassermanagement. Doch im Kidron-Tal wäre es effizienter, in einer Kläranlage auch jenes Jerusalemer Abwasser zu behandeln, das natürlicherweise in ein anderes Einzugsgebiet fließt.

Tatsächlich hat sich gezeigt, dass bestimmte Idealvorstellungen des sogenannten Integrierten Wasserressourcen-Managements (IWRM) an die realen Verhältnisse vor Ort angepasst werden müssen. Nach dem weltweit anerkannten Leitbild des IWRM sollen die Nutzer mit Wasser so umgehen, dass der ökonomische und soziale Wohlstand maximiert wird, ohne die Ökosysteme zu gefährden und künftige Generationen einzuschränken. Sozialwissenschaftler um Timothy Moss vom Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS) in Erkner haben die umfangreichen Berichte und Kommentare zu Projekten ausgewertet, bei denen das IWRM praktisch angewendet wird.

Eines ihrer Resultate: Die starre Auffassung, dass sich das Management räumlich exakt an Flussgebieten orientieren soll, ist nicht immer hilfreich. Doch die Analyse der Fachliteratur offenbarte noch Grundsätzlicheres. Moss erklärt: „Wenn man mit vorgefertigten Ideen zur IWRM-Umsetzung in ein Schwellen- oder Entwicklungsland geht, um dort die Menschen vom Konzept und den Maßnahmen zu überzeugen, ist das äußerst problematisch.“ Beispielsweise

können mächtige Interessengruppen, die politischen Verhältnisse oder das über lange Zeit gewachsene Wertesystem der Anrainer das Projekt zum Scheitern verurteilen.

Angesichts dessen reicht es auch nicht, so Moss, sich vorab nur über die zuständigen Behörden und die Gesetzeslage zu informieren. Die Wissenschaftler vom IRS empfehlen stattdessen eine sechs- bis zwölfmonatige Pilotphase für IWRM-Projekte. In ihr sollen Sozialwissenschaftler die Sichtweisen der Interessengruppen sowie die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die Bewirtschaftung der Wasserressourcen in einer Region erkunden. Die Forscher haben dazu ein praxisorientiertes Kurzprogramm entworfen – Moss spricht von „Fast Track“, sozusagen einem Schnellkurs für ortsfremde Wasserforscher.

Der erste Schritt darin ist die Befragung von zunächst zwei oder drei einheimischen Kennern der Verhältnisse – etwa Ingenieuren oder Fachjournalisten –, die einen politisch möglichst neutralen Überblick über die Wasserprobleme im Land geben können. Sie helfen, einen Kreis aus rund zehn Personen zu identifizieren, die ein möglichst breites Interessenspektrum vertreten: Politiker, Umweltaktivisten, Repräsentanten von Bauernverbänden und anderen Nutzergruppen. Im zweiten Schritt fassen die Sozialwissenschaftler deren jeweilige Positionen in „Storylines“ (hier etwa: „Diskurse“) zusammen, um diese anschließend vor Ort zu diskutieren.

### **HANDBUCH FÜR WASSERMANAGER**

Erläuterungen zu den weiteren Schritten des Fast Track, aber auch das Vorgehen bei gründlicheren Analysen, finden sich in einem Handbuch für IWRM-Forscher, das Moss und sein Team in Kürze veröffentlichen werden. „Es ist sehr handfest geschrieben und auch für Projektmanager verständlich, die keine Sozialwissenschaftler sind“, ist Moss überzeugt. Einschließlich eines ausführlichen Literaturverzeichnisses wird es 50 Seiten kurz sein, was die Chance verbessert, dass es gelesen wird.

„Dass Flusseinzugsgebiete häufig quer zu politisch-administrativen Territorien liegen, macht Wassermanagement zu einer spannenden Angelegenheit“, findet Timothy Moss. Ines Dombrowsky kann da nur zustimmen – sie findet das Thema packend, seitdem sie bereits Mitte der 1990er-Jahre ihre Diplomarbeit über die Konfliktzone Jordanbecken schrieb. Schließlich liegen am Jordan und seinem Zufluss Jarmuk nicht nur Israel und das Westjordanland, sondern auch Jordanien, Syrien und der Libanon.

Dombrowsky hat eine Typologie für die weltweit mehr als 250 grenzüberschreitenden Flussgebiete entwickelt, in der die Interessen eines Landes am Oberlauf eines Flusses denjenigen eines Landes am Unterlauf gegenübergestellt werden. „Anders als häufig angenommen gibt es nicht nur die Situation, dass ein Oberlieger dem Fluss zulasten des Unterliegers sehr viel Wasser entnimmt oder es verschmutzt“, erläutert Dombrowsky. „Es gibt auch Situationen, in denen der Oberlieger etwas vom Unterlieger will – eine gute Grundlage für Verhandlungen.“

### **EINE LÖSUNG, DIE ALLEN NÜTZT**

Sie hat ihre Systematik unter anderem für die Analyse der fast 30 Jahre dauernden Verhandlungen zwischen Belgien und den Niederlanden um die Flüsse Schelde und Maas eingesetzt. 1995 vereinbarten die Nachbarn, dass die Niederlande die Mündungsregion der Schelde in die Nordsee – die Westerschelde – ausbaggern, damit größere Seeschiffe Zugang

zum belgischen Hafen in Antwerpen bekommen. Im Gegenzug stellt die belgische Region Flandern einen Mindestfluss an Wasser im niederländischen Teil der Maas sicher und ist verhandlungsbereit über einen Hochgeschwindigkeitszug von Antwerpen nach Rotterdam. Kurz zuvor hatten sich Frankreich, die drei Regionen Belgiens und die Niederlande auf Maßnahmen geeinigt, um die Wasserqualität in Schelde und Maas zu verbessern.

„Oft wird die Diskussion sehr darauf verengt, ob ein Land Wasser entnehmen darf“, sagt Dombrowsky. „Doch um in Verhandlungen zu einem Vorteilsausgleich zu kommen, ist es oft günstig, nicht nur über entnommene Wassermengen zu sprechen.“ Stattdessen empfiehlt sie, dass möglichst jede Form der Wassernutzung in wirtschaftliche Kategorien übersetzt und in die Verhandlungen einbezogen wird. Damit sich am Ende nur lauter Gewinner die Hände reichen.



Alle Texte und Bilder sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung, Veröffentlichung und Vervielfältigung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Autors Dr. Frank Frick.  
[www.frankfrick.de](http://www.frankfrick.de)